

Zeitschrift: Pionier: Organ der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern
Herausgeber: Schweizerische Permanente Schulausstellung (Bern)
Band: 46 (1925)
Heft: 1-2

Artikel: Emanuel Lüthi : seine Lebensbeschreibung [Teil 2]
Autor: Schrag, A. / Lüthi, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-269084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PIONIER

Organ

des Schweizerischen Schulmuseums in Bern

XLVI. Jahrgang.

Nº 1/2.

Bern, den 1. Februar 1925.

Preis pro Jahr: Fr. 2 (franko), durch die Post bestellt 20 Cts. mehr.

Anzeigen: per Zeile 40 Rp.

Inhalt: Emanuel Lüthi. — Buchbesprechungen. — Aus Pestalozzis Briefen „Mutter und Kind“.

Emanuel Lüthi.

Seine Lebensbeschreibung.

Herausgegeben von Dr. A. Schrag. (Fortsetzung.)

Der Hauptmann der Oberländerkompagnie, die die Brücke besetzt hielt, war sich seiner Bedeutung bewusst und schrie hinüber, es müssten viele sterben. Während diese Kompagnie dann nach Schmitten vorrückte und im Dorf alle Häuser durchsuchte, trieben einige ihrer Soldaten die Freiburger Frauen vor sich her, damit bei einem allfälligen Angriff die Freiburger Truppen am Schiessen verhindert würden. Die Frauen heulten jämmerlich unter ihren roten Kopftüchern. Der Hauptmann Schärer, später Direktor der Waldau, bemerkte aber die Strategie seiner Soldaten, und dies gab Anlass zu folgender militärischer Ansprache: «Weit Ihr die Froue la ga! Mir wei in offener Feldschlacht d'Jesuife bisiege.» Also gingen die Frauen getröstet nach Hause. Der bereits erwähnte Pfarrersbub von Neuenegg war dabei und wiederholte mit grossem Gaudium und mit Nachahmung der Stimme und Gebärden Schärers Rede, als dieser zugegen war; das gab ein grosses Gelächter.

Die Mutter hatte Stiefel angezogen und watete um Mitternacht eine Viertelstunde oberhalb der Neueneggbrücke durch die Sense. Die Wachen waren auch diesmal nach Hause gegangen wie am 4. März 1798. Sie konnte auch dem Arzt in Laupen Bescheid machen, und dieser watete auch durch die Sense.

Unterdessen war die Schanze auf der Höhe bei unserm Hause ausgebaut und mit Truppen besetzt worden. Am Tag wagte niemand,

das Haus zu verlassen, und die Mutter musste das Wasser nachts beim Brunnen holen. Dabei piffen die Flintenkugeln links und rechts an ihrem Kopfe vorbei.

Die Eroberung Freiburgs machte diesem Spiel ein Ende. Nach einigen Tagen kehrte die Division Ochsenbein zurück, um durch das Entlebuch zu ziehen und Luzern anzugreifen. In schwarzer Nacht marschierte sie an unserm Hause vorüber. Neben jeder Abteilung gingen Knaben mit Laternen einher. Mir schien es, der Durchmarsch nehme kein Ende. Fünfzig Mann wurden in unserm Hause einquartiert. Xaver wurde in Düringen freigelassen. Er blieb aber nicht mehr lange bei uns. Als Luzern gefallen war, kehrte er zu den Seinigen zurück. Bald erschienen die Postwagen wieder. Wieder blies der Postillon sein Horn, und sein Peitschenknall hallte wider im Wald und über die Sense.

Diese Strasse, die den ganzen Kanton Freiburg vom Genfersee bis Neuenegg durchschnitt, war von der Freiburger Regierung gebaut worden, um den Verkehr vom Broyetal weg über Freiburg zu leiten, was ihr auch gelang, da nur wenige Anhöhen überschritten werden mussten. Immerhin war sie noch steil genug. Deswegen wurde das bis dahin unwegsame Tal der Taferna vorgezogen und später eine neue Brücke in Flamatt gebaut, wodurch Neuenegg schon vor dem Eisenbahnbau ganz abgefahren wurde. Diese Arbeiten wurden schon bald nach dem Sonderbundskrieg durch die radikale Regierung in Freiburg begonnen, während in Deutschland und Frankreich die Revolutionen ausbrachen. Der Aufstand im Nachbarlande Baden wurde durch die Preussen niedergeworfen, und viele Tausende deutscher Flüchtlinge suchten ein Asyl in der Schweiz. Die Polizei verteilte sie in die Kantone, und sie wurden täglich dutzendweise auch an unserm Hause vorbeigeführt. Ein Badenser, Gottfried, trat bei uns in Arbeit und blieb, bis er begnadigt wurde. Er zeichnete mit der grössten Leichtigkeit, schnitzte Bilder in Baumrinde und fertigte Spielzeuge für uns an.

An Sommersonntagen pflegte der Vater mit uns auszugehen, bald in den Wald und die Erdbeeren, bald nach Neuenegg und Laupen oder zum Grossvater nach Brüggelbach. Am meisten gefielen mir die Fische in der Sense; diese war damals noch fischreich, und die Fischreiher näherten sich unserm Hause oft bis auf 50 Schritte Entfernung. In den «Glunggen» lebten grosse Alet, und einmal nahm ich die grosse Setzbahre, die ich kaum zu schleppen vermochte, tauchte sie in eine «Glungge» und zog einen grossen Alet herauf; aber es fehlte mir die

Kraft, die Bahre wieder aus dem Wasser zu heben; darum entging mir der Fang wieder. Von da an begnügte ich mich mit Angeln. Die Mutter lebte in beständiger Angst, weil ich immer wieder zur Sense lief, wo die Wasserjungfern tanzten und die Frösche ins Wasser hüpfen. Wenn der Fluss anschwell, schwemmte er allerlei Gegenstände daher: Körbe, Bretter, Spälten. Der Fischerjäggi, ein freundlicher Mann, setzte Warlef ¹⁾ mit einem kleinen Fisch darin und fing Forellen und Äsche. Das Flössen auf der Sense brachte eine neue Abwechslung. Im Quellgebiet wurden viele tausend Klafter Holz geschlagen, und 2—3 Wochen lang schwammen die Spälten zahllos mit dem Schneewasser abwärts. Zuletzt kamen an die fünfzig Mann mit langen Stangen, die am Ende einen Haken trugen, wateten den ganzen Tag im Flusse und lösten die Spälten, die am Ufer hängen geblieben waren. Das Holz schwamm die Saane und Aare hinab, wurde bei Solothurn aufgefischt und drunten in Gerlafingen zum Schmelzen des Eisens verwendet. Damals hatte ich noch keine Steinkohle gesehen.

Am andern Ufer der Sense brannte jeden Sommer der Schmied Kohlen in einem Kohlenmeiler. Die grossen Holzschläge im Gebirge verursachten fast jedes Jahr Hagelschläge im Amt Schwarzenburg, was eine Verarmung jenes Gebiets zur Folge hatte. Deshalb kamen viele Bettler von dorthier in unsere Gegend, aber auch fremde Tagelöhner und Spinnerinnen, die durch ihre Mundart und Kleidung auffielen. Eine besonders auffallende Tracht hatten die alten Freiburger: rote Westen und schwarze Kappen. Die Frauen trugen grosse Körbe auf dem Kopf mit einem mehrfarbigen Ring als Unterlage; ein rotes Tuch hüllte den Kopf ein. So unterschieden sich die Freiburger von den Bernern, als ob auch die Kleider zum Religionsunterschied gehörten.

So sah und hörte ich vieles von der nahen und weiten Welt. Besonders beim Essen wurde viel erzählt, politisiert und disputiert. Es war aber den Kindern streng untersagt, «das Maul darein zu hängen.»

In meinem fünften Jahre sollte ich die Schule besuchen; aber der Schulweg nach dem eine Stunde entfernten Wünnewil war zu weit, und meine Aufnahme in die Neueneggsschule stiess auf Hindernisse. Die Schulstuben, unten und oben, waren vollgepfropft; ich hatte keine Gelegenheit, die Unterschule zu besuchen; also nahm Lehrer Spycher mich in die Oberschule; er beschäftigte sich aber fast ausschliesslich

¹⁾ Warlef, aus Wartlauf, ein Gerät zum Fischfang. D. H.

mit den grossen Schülern und gelangte selten bis zu den hintersten Bänken. Wegen Mangels an Raum wurden nun alle Berner Kinder aus dem Kanton Freiburg, etwa 20, aus der Neueneggsschule ausgewiesen. Der Oberlehrer Spycher gab mir dann einen Sommer hindurch Privatstunden für einen Batzen die Stunde. So lernte ich lesen und erlangte einen Vorsprung. Der Vater gab mir Unterricht im Rechnen und kaufte mir eine Bilderkinderbibel. Einige Bilder zur Schweizergeschichte hingen an den Wänden. Da aber noch 20 Berner Kinder in der Ortschaft lebten, deren Eltern sie nicht in die katholischen Schulen schicken wollten, wurde als Privatschule in Müller Nussbaums Wohnstock die Flamattschule gegründet.

Der Lehrer Balmer von Laupen war zugleich Buchbinder und beschäftigte sich in der Mittagsstunde in seinem Beruf. Am Abend wanderte er anderthalb Stunden weit nach Hause, und am Morgen kehrte er wieder nach Flamatt zurück. Wir waren etwa 20 Schüler; aber der Lehrer machte am liebsten Spass, und wir lernten wenig. Nach ihm kam ein Lehrer Jüni aus Mühleberg, ein grosser, starker Mann, der noch à la Jeremias Gotthelf unterrichtete, wobei ihm eine klafferlange Haselrute zu Gebote stand. Er strafte auch en gros, schwang seine Gerte über sechs Köpfe zugleich, über Schuldige und Unschuldige, wie ein Hagelwetter. Es lohnte sich kaum, den Schulweg nach Flamatt zu machen.

Unter Balmer sassen die Schüler anfangs um zwei Wirtshaustische herum in einem Tanzsaal. Auf der einen Seite sassen die Knaben, auf der andern die Mädchen. Es kam zu vielen Neckereien unter dem Tisch.

Unser Unterricht bestand in Lesen, Schreiben, Rechnen und Auswendiglernen von Gellertliedern. Mein Vater war Gegner des Heidelberger Katechismus und duldete ihn nicht. Dagegen hielt er viel auf dem Rechnen und stellte mir hin und wieder selber Aufgaben.

Zur Sommerschule rückten dann nur 10 % der Schüler ein, nämlich 2 von 20, das Mädchen des ehemaligen Regierungsstatthalters Matthys und ich. Der Lehrer besass Wurts Tabellen über Konjugation, und unsere einzige Beschäftigung war das Konjugieren auf der Schiefertafel. Wenn der Lehrer die Aufgabe gestellt hatte, ging er in sein Zimmer. Am Ende des Halbtages erschien er wieder, sah unsere Schreibereien nach und entliess uns.

Im Jahre 1852 regnete es sehr viel. Die Sense, Saane und Aare traten wiederholt über die Ufer und richteten grossen Schaden an. In Neuenegg floss die Sense durch das Dorf und ergoss sich über alle Gärten und Felder, vernichtete in den Niederungen die Ernte und

liess viel Schlamm und Kies auf Äckern, Wiesen und Gärten zurück. In gleicher Weise hauste die Saane; unterhalb Laupen riss sie die Schiffbrücke weg. Das ganze Seeland bis Solothurn war ein See. Nach der Überschwemmung fuhr mein Vater mit der Mutter und mir zu seinem Freunde, dem Gerber in Muntelier bei Murten, auf Besuch. Da bot sich uns ein trauriger Anblick dar. Die Saane hatte unterhalb der Obstbäume Löcher ausgefressen, in die man Ofenhäuser hätte stellen können. Meterhoch war sie über die Getreidefelder geflutet und hatte die Ernte gänzlich vernichtet. Bei den Bäumen waren Wirbel entstanden und hatten die grossen Löcher ausgebohrt; daneben blieb 1—2 Fuss Kies liegen. Der Regen hatte auch auf den Höhen die Ernte zugrunde gerichtet. Es war ein grosser Jammer im Lande, wenig Verdienst; viele Bettler zogen von Haus zu Haus; auch den Bauern mangelte das Geld. Die Not wurde immer empfindlicher, weil sie auf die Kriegsjahre folgte. Überdies entzweite ein grosser politischer Hass die Bürger. In Freiburg kam es zum Aufstand der Bauern gegen die 48er Regierung, im Kanton Bern zum Sturz der Regierung.

Im November 1852 begleitete ich meinen Vater zum Leichenbegängnis seiner Tante in Bümpliz. Es war die letzte Reise, die ich mit ihm machte. Er erschien mir auffällig traurig und redete wenig. Er ging mit dem Plane um, nach Kalifornien auszuwandern, konnte aber die Gerberei nicht verkaufen, und meine Mutter weigerte sich, die Heimat zu verlassen. Im Januar erkrankte er an seinem Bruchleiden, und am 2. Februar 1853 starb er unerwartet, eine Witwe mit 5 Knaben hinterlassend, von denen ich, der älteste, bloss 9½ Jahre zählte.

Jetzt kamen sieben schwere Jahre über uns. Unglaublich war die Raubsucht vieler Nachbarn. Auf gesetzlichem und ungesetzlichem Wege suchten sie sich an unserm Eigentum zu bereichern. Es war ein grosser Nachteil, dass wir im Kanton Freiburg wohnten. Die Bezirksbeamten, denen wir in die Hände fielen, hatten kein Interesse, gegen unsere zahlreichen freiburgischen Schuldner vorzugehen. Sie erklärten, unsere Buchführung entspreche nicht den freiburgischen Gesetzen. So wurden uns gar keine Schulden bezahlt. Dagegen liefen zahlreiche Forderungen ein; auch Nachbarn, die ihre gelieferten Häute zurück erhalten hatten, forderten sie noch einmal, als das Inventarium ausgeschrieben war. Die Gemeinde Innerbirrmoos bestellte uns einen Waisenvogt, den Dräjärs Rudeli in Neuenegg, der ein Schelm war und später wegen Veruntreuung von Waisengeldern verurteilt wurde. Er kam, durchstöberte alle Räume bis in den Felsenkeller und liess

mitlaufen, was ihm beliebte. Er fürchtete aber die Gespenster. Im Felsenkeller befand sich ein finsterer Seitengang, und als der Waisenvogt im Keller erschien, schickte die Mutter mich und einen Bruder hinein, an einen Kessel zu schlagen. Da ergriff der Waisenvogt die Flucht. So wurden auch im Mittelalter die Räuber durch Gespenster erschreckt.

Noch viel gefährlicher für uns war der Raubritter von Neuenegg, der, obschon er weder Helm noch Panzer trug, dennoch ringsum gefürchtet war: der Wirt Eymann, ein grosser, dicker Mann, alt Grossrat, ein kleiner Bankier und grosser Wucherer. Wer dem in die Krallen fiel, war schwerlich mehr zu retten. Er reklamierte, wenn man ihn nicht mehr als Grossrat titulierte. Diese Forderung begründete er gleichnisweise damit, dass eine Sau, die einmal Junge gehabt, auch ihr Lebtag F....m...e heisse; wieso denn einem, der einmal Grossrat gewesen sei, nicht dasselbe Recht zukommen sollte? Er stammte aus der Heimatgemeinde meines Vaters und war als Kellner weit gereist, bis er dann in Neuenegg einen Gasthof baute und dem «Bären» und «Leuen» Konkurrenz machte. Er suchte, sich «Gastig» zu erwerben. Mein Vater war witzig und wusste die Leute zu unterhalten mit Reiseberichten und Politik. Oft liess der Wirt ihn am Werktag drei- bis viermal von der Arbeit wegrufen, bis er endlich nachgab und hinging, zum Ärger meiner Mutter.

Schon waren die Gerbereien im Niedergang durch die auswärtige Konkurrenz; denn die Eisenbahnen brachten fremdes Fabrikleder bis Basel. Der Vater erkannte die Gefahr; aber sein Wahlspruch lautete: «Lüthi, Liddi!» Eymann machte ihm, wie auch andern, Vorschüsse. Als der Vater gestorben war, fiel die Mutter in die Klauen dieses Wucherers. Unsere und Eymanns Heimatgemeinde bauten damals eine Kirche. Eymann schenkte ihr einen Abendmahlbecher. An der Spitze der Gemeinde Innerbirrmoos standen der Lindenwirt und Holzhändler Christen Steiner als Gemeindepräsident und ein Notar als Gemeindevorschreiber. Mit diesen zwei setzte sich Eymann in Verbindung. Die Mutter hatte Fr. 4200 geerbt; dieses Geld wurde von Gemeindepräsident Steiner eingezogen. Mit welchem Recht? Sie nahmen ihr die Mittel, sich zu wehren, und der Gemeindepräsident brauchte diese Summe für seinen Holzhandel. Eymann suchte auch Beziehungen zu dem Schwager meines Vaters, dem Schriftsetzer Waiblinger in Bern, bei dem meine Grossmutter wohnte, die Fr. 5000 von uns zu fordern hatte. Auch viele andere wollten bei der Liquidation ihren Schnitt machen; der eine wünschte den Wald zu steigern, der andere

einen Acker, das Pferd, die Kuh; sie verabredeten, was jeder bekommen sollte, wenn sie einander nicht überbieten. Die Seele dieses Bündnisses war Eymann. Er gestattete dem Waisenvogt, bei uns zu stehlen, damit er ihm dann auch helfe, statt ihn zu verklagen. Niemand half der Mutter aus Furcht vor dem Wucherer Eymann. Die Mutter war in allen diesen Dingen unwissend und unerfahren. Ihr Vater starb, und ihre Brüder verstanden auch nichts in Rechtsfragen. Nun kam noch eine Bürgschaft des Vaters für Fr. 5000 für den Gerber in Muntelier zum Vorschein. Die Liquidation dauerte über ein Jahr, während dessen die Mutter das Land bewirtschaftete und die Dienstboten bezahlte.

Endlich kam die Steigerung. Die angesäte Frucht wurde vom Wagner Scheuner gesteigert, der Acker von 3 Jucharten vom Schwager Waiblinger, der Wald von einem Holzhändler, Möbel und Werkzeuge von Leuten von nah und fern. Nach vielen Jahren begab ich mich auf die Präfektur in Tifers, um nachzusehen, wie gross unsere Verluste gewesen. Die Kosten des Verfahrens hatten die Summe von Fr. 1200 erreicht, und die Verluste betrugen einige Franken mehr. Die Schuldner bezahlten nichts; der Waisenvogt war ein Schelm; die Gemeindebehörden meines Heimortes teilten sich in unser Gut mit den Wucherern. Der Wirt Steiner liess vor der Wiederwahl der Gemeindebehörde die besten Weine fliessen. Bald darauf kamen die Unterschlagungen des Gemeindeschreibers und Notars Wyder an den Tag, worauf sich dieser in der Aare ertränkte. Der Gemeindepräsident Steiner vergeldstigte und starb bald darauf. Der Käufer des Gasthofes, den Steiner besessen, machte die Entdeckung, dass ein grosses Stück Wald, das er mit dem Gasthof gekauft hatte, der Gemeinde gehörte, und musste es zurückgeben. Die Vormundschaftsgelder waren verbraucht, und die Gemeinde musste sie ersetzen.

Wie war eine solche Schelmenwirtschaft möglich?

Durch die 46er Verfassung bekam das Volk das Recht, den Regierungsstatthalter zu wählen. Dadurch wurde dieser abhängig von den Dorf magnaten, von Christen Steiner und Konsorten, und die Demokratie konnte zur Raubwirtschaft gegen Witwen und Waisen ausarten.

Meine Mutter nahm mich mit nach Schlosswil, um beim Regierungsstatthalter zu klagen, dass die Gemeindebehörden von Innerbirrmoos ihr die Fr. 1200 weggenommen. Er hörte die Klage, tat aber nichts. Über diese Summe wurde nie Rechnung abgelegt.

Ebenso ging es mit dem Prozess, den meine Mutter gegen Eymann angestrengt hatte. Dieser Prozess dauerte 5 Jahre, bis die Mutter kein Geld mehr hatte. Zwischen Eymann und Waiblinger wurde eine Übereinkunft getroffen, «colliziert», wie man sagte, die Mutter hatte die Gerberei zwei Gerbern vermietet, Eberhard und Ebinger. Des erstern Frau schwatzte täglich von der Offenbarung Johannis. Durch Waiblingers Beistand wurde Eymann endlich Besitzer unserer Gerberei. Meine Mutter betete oft stundenlang in einem alten Gebetbuch von Thomas von Aquino, um Eymann zu Tode zu beten — nützte aber so wenig wie das Prozessieren.

Drei Jahre nach dem Tode des Vaters wurden wir von unserm Vaterhause vertrieben und flüchteten uns in den gewölbten Keller unserer Nachbarin, die katholisch war, aber weit mehr Erbarmen mit uns hatte als die meisten unserer Glaubensgenossen, die uns vielmehr auszubeuten suchten, solange etwas vorhanden war.

Meine Mutter hatte sich seit dem Tode des Vaters für ihre Kinder gewehrt wie eine Löwin für ihre Jungen, und wir wären ohne Zweifel alle zugrunde gegangen ohne ihre Treue und grosse Liebe.

Mit dem Tode des Grossvaters David hatten wir auch diese Heimstätte verloren. Meine Mutter, von allen Seiten verlassen, suchte eine Wohnung und brachte ihre 5 Knaben durch Tagelöhnen durch. Das vernahm mein Lehrer Gosteli in Flamatt, und als Retter in der Not nahm er mich in seine Familie auf. Er war der erste tüchtige Lehrer in der Flamattschule, die nach dem Tode meines Vaters in die Obhut des protestantischen Hilfsvereins übergegangen war. Dabei wurde der Schulkreis stark vergrössert; die Schülerzahl wuchs auf 80 in 10 Jahrgängen; die Schule war überfüllt, und als 12jähriger Knirps diente ich zur Aushilfe in den Elementarklassen. Im Sommer besorgte ich den Garten, hütete die Ziegen und half den Nachbarn auf dem Feld arbeiten. Gosteli zog eine Barbesoldung von nur Fr. 480; dazu hatte er Wohnung mit Garten; das Holz musste er kaufen. Ohne Nebenverdienst konnte er nicht auskommen. Er legte sich also durch seine Gastfreundschaft und väterliche Hilfe eine ausserordentliche Last auf.

Meine Mutter zog mit den 3 Knaben — der jüngste war am Croup gestorben — zu meiner Grossmutter. Damals, im Jahre 1857, erhielt der Kanton Bern ein neues Armengesetz, das vorschrieb, dass alle Armen, die 2 Jahre lang in einer Gemeinde niedergelassen waren, von diesen Gemeinden verpflegt werden müssten. Das hatte zur Folge,

dass die Gemeinden vor Inkrafttreten des Gesetzes alle auswärtigen Armen so schnell wie möglich fortjagten. Da die Kurzenberger den Rest unseres Vermögens eingezogen hatten, waren die Neuenegger nicht im Zweifel, was sie tun sollten. Der Landjäger suchte meine Mutter dreimal auf; aber jedesmal konnte sie mit den drei Knaben in den Forst entfliehen. Aber einmal erschien er um vier Uhr morgens und brachte die Meinigen auf das Laupenschloss. Ich hütete bei einem Verwandten die Kühe und sah meine Mutter vorbeiziehen. Schluchzend erschien ich zum Mittagessen und erzählte, was ich gesehen hatte. Alle wurden still. Sie sagten sich wohl: Es ist doch eine Schande, dass eine Mutter, die immer ehrlich gewesen und treu für ihre Kinder sorgte, von der Polizei ergriffen wird.

Meine Mutter musste dem Regierungsstatthalter versprechen, innerhalb 14 Tagen mit ihren Kindern ihre Heimat zu verlassen und nach der Heimatgemeinde Innerbirrmoos im Kurzenberg auszuwandern. Um dieselbe Zeit wurden in andern Gemeinden Kranke und sogar Sterbende in Fuhrwerken über die Gemeindegrenzen geschoben und liegen gelassen, dass sie starben.

Also trat meine Mutter schweren Herzens die Auswanderung an, mit einem kleinen Bännlein, worauf die Kleider gebunden waren. Wir hatten einen neunstündigen Marsch vor uns, aber fühlten uns glücklich, wenigstens nicht vom Landjäger begleitet zu sein. So gingen wir, die ganze Familie, einer ungewissen Zukunft und neuen Enttäuschungen entgegen. In Münsingen machten wir Halt und verzehrten Äpfel und Brot. Da kamen zwei dicke Männer die Strasse daher und kehrten im «Ochsen» ein. Die Mutter erkannte den einen als Christen Steiner, den Gemeindepräsidenten von Innerbirrmoos, der den Rest ihres Vermögens in Neuenegg geholt hatte und sich jetzt im Gasthof ein gutes Mittagessen schmecken liess. Zur Zeit des Sonnenunterganges hatten wir Diessbach erreicht. Von da weg ging es bergauf durch die Hölle — so hiess die alte, steinige Strasse. Abends 9 Uhr erreichten wir die «Linde», das Wirtshaus des Gemeindepräsidenten. In seiner Abwesenheit erschien der Gemeindeschreiber und wies uns Betten an. — Am folgenden Nachmittag mussten wir vor der Armenkommission erscheinen. Der Pfarrer Hirsbrunner richtete einige Fragen an mich, z. B. ob ich schon lesen könne. Es wurde beschlossen, dass die Mutter einstweilen beim Gemeindepräsidenten bleibe; die vier Knaben wurden auf den Umgang verwiesen. Wir wurden also getrennt, und je nach ihrem Vermögen mussten die Leute uns einen oder mehrere Tage ernähren und übernachten. Ich hatte am

weitesten zu gehen, auf die Staufenalp, einem Winterheimet. Ich wurde dort freundlich aufgenommen und von der Mutter des Sennen über meine Herkunft befragt. Um 9 Uhr erschien der Senn mit der Laterne, um mir in den Stall zu zünden, wo ich schlafen sollte. Ich erklärte, ich sei noch nie in einem Stall übernachtet, und weinte, weil in Neuenegg nur die Bettler in den Stall gewiesen wurden. Die Mutter des Sennen sagte: «Es wird für ihn bezahlt; darum kannst du ihm ein Bett anweisen.»

Am Morgen half ich die Kühe hüten, und die Leute waren alle so freundlich, dass ich gerne bei ihnen geblieben wäre. Aber nach drei Tagen musste ich für zwei Tage in eine andere Familie. Diese bestand aus Vater, Mutter und einem fünfzehnjährigen Knaben, der nicht gehorchte. Er hielt Kaninchen, und wenn sie grossgewachsen waren, erschoss er sie, trug zwei bis drei nach Bern und verkaufte sie in einem Hotel als Hasen. Auf diese Weise löste er Fr. 3—4 für das Stück statt bloss Fr. 1. Am Abend war er wieder zu Hause. Bevor ich durch das Ofenloch hinaufstieg, erzählte ich, wie der alte Napoleon vor der Schlacht bei Waterloo gebetet habe, wenn ein Gott sei, soll er ihm helfen. Das gefiel der Mutter, und als ich von ihr Abschied nahm, erklärte sie, lieber würde sie mich behalten als ihren bösen Hans. Ich besuchte die Oberschule beim Lehrer Zumbrunn, der auf dem Äbersol, dem höchsten Punkt des Kurzenberges, ein Heimwesen gekauft hatte, das er mit seiner zahlreichen Familie bewirtschaftete.

Jeden Tag, auch im strengsten Winter, stieg er mit gewaltigen Schritten zu Tal, eine grosse Ledertasche um die Schulter gehängt. Da ich zu den jüngern Schülern gehörte, setzte er mich in die hintersten Bänke. Als er aber mein Aufsätzchen gelesen hatte, durfte ich in die vorderste Bank rücken, musste meine Arbeit vor den Schülern vorlesen und erntete grosses Lob dafür. Ich fühlte mich in der Schule bald zu Hause. Zur Abwechslung erzählte der Lehrer gelegentlich etwas aus seiner Jugendzeit: wie er jeden Morgen um 4 Uhr zum Hanfspinnen habe aufstehen müssen, wie es die jetzigen Kinder gut hätten und mehr leisten könnten.

Der Pfarrer Hirsbrunner nahm mich auch schon in die Unterweisung. Auch hier, wie in der Schule, waren zu viele Kinder. Meine Brüder besuchten den Unterricht bei einem Lehrer Balmer von Laupen; er nahm sich ihrer freundlich an, so dass die Schule für uns vom Schicksal verfolgte Kinder ein Asyl wurde.

Am längsten blieb ich auf der Jasbachmühle, dem Besitztum eines jungen Müllers und einer jungen Müllerin. Hier wurde auch

Brot gebacken, und ich half gern, wo ich konnte. Es waren sehr viele Mäuse im Haus, und die fetten Katzen waren zu vornehm, sich ihrem Beruf zu widmen. Ich stellte eine Anzahl Fallen auf, grosse und kleine, und machte in kurzer Zeit der Plage ein Ende. Da sagte der Müller: «Jetzt darfst du bei uns bleiben bis nach Neujahr.» Wir hatten viele Kuchen, Züpfen und Dreizinggen zu backen. Ich half Butter und Mehl abwägen und trug Holz, Wasser und Milch herbei.

In diesen Tagen schrieb ich meinem ehemaligen Lehrer in Flamatt. Nach wenig Tagen kam eine Antwort von ihm und die Einladung, wieder zu ihm zu ziehen. Da Flamatt im Kanton Freiburg liegt, war von einer Armenbehörde kaum ein Hindernis zu gewärtigen; in eine bernische Gemeinde hätte ich nicht umziehen können. Der Pfarrer Hirsbrunner schrieb mir ein so schönes Zeugnis, dass die Müllerin darob helle Tränen vergoss. So verliess ich die guten Leute nach Neujahr und nahm von Mutter und Brüdern Abschied. In Münsingen kehrte ich beim Bäcker Rellstab ein und genoss für 15 Rp. eine Tasse Kaffee. Das war meine einzige Ausgabe an jenem Tag.

Am Abend befand ich mich wieder im Schulhause zu Flamatt. Von hier aus besuchte ich die Unterweisung bei Pfarrer Appenzeller in Neuenegg. Mit meinem Lehrer Gosteli war eine Veränderung vorgegangen; er war schweigsamer, in der Schule nicht mehr so fröhlich, sondern heftig. Er litt unter der Eifersucht seiner Frau. Ins Wirtshaus ging er nie, wohl aber am Abend zu den Müllerknechten; auch das wollte sie ihm verbieten. Er war eine friedliche Natur, und dieses Gezänk war ihm zuwider.

Nun kam der Eisenbahnbau. Es war lang an den Flamatt- und Neuenegggrainen herumgemessen worden. Die Schattseite trug den Sieg davon. Es rückten viele fremde Arbeiter an, dicke Franzosen mit schweren Frauen und kleinen Kindern. Die Franzosen arbeiteten nur im Akkord, Sonntag und Werktag und assen viel Eier und Fleisch. Die Italiener kamen ohne Familie, kochten gemeinsam Reis und Mais, redeten viel, griffen wegen Kleinigkeiten zum Messer, und in diesen Streitigkeiten nahmen alle Partei, als ob der Teufel in sie gefahren wäre wie in eine Herde Schweine am See Genezareth. Gosteli vermietete den Franzosen eine Küche und zwei Zimmer.

Als im Juli die langen Sommerferien kamen, ging ich zu meinen Verwandten nach Wyden, um die Schafe zu hüten und «d's Acher z'trybe». Der alte Burs Jaggi war ein Pferdezüchter, und nichts ging ihm über seine zwei Rösslein. Seine erwachsenen Söhne und Töchter

gehorchten ihm aber wenig und machten ihm schweren Verdruss. Er und seine Frau waren von morgens früh bis abends spät an der Arbeit. Wir hatten jeden Tag Milch auf dem Tisch, ausgenommen am Sonntag — da war Fleischtag. Am Mittag war eine Stunde Mittagsruhe. Niemand reklamierte, dass ich mich wieder in der Gemeinde aufhielt. Die Härte, mit der wir vertrieben worden waren, hatte Aufsehen erregt. Ich war im Herbst viel allein mit dem alten Jaggi, der mich seinen Kindern vorzog. Schon um fünf Uhr morgens rückten wir mit dem «Zug» ins Feld und fühlten uns beide glücklich, den ganzen Vormittag allein pflügen zu dürfen. Einmal vergass ich sogar, am Freitag in die Unterweisung zu gehen. Es läutete um 8 Uhr, aber ich blieb auf dem Acker, weil ich drei Viertelstunden von der Kirche entfernt war. — Auch die Schafe machten mir Freude. Eines Tages starb ein Lamm; ich begrub es und schmückte sein Grab mit Blumen. Das fiel den Leuten auf. Ich sammelte auch ein Garn voll Haselnüsse und legte sie in einem Rauchloch auf dem Dach an die Sonne, damit sie nicht grau würden. Eines Abends bemerkte ich, dass ein Hausgenosse eine Stange suchte. Ich witterte Gefahr. Ich schlich mich unbemerkt davon, stieg in der Finsternis auf den Söller und über den Heustock und zog meine Nüsse herein. Bald darauf stiess jemand mit einer langen Stange gegen das Loch, wo die Nüsse gelegen hatten, um das Nussgarn aufzureissen. Die Enttäuschung war gross, als die Stange nur ins leere Loch stiess. Ich schlich mich unbemerkt ins Bett. Die Hausfrau äusserte am Morgen ihre Verwunderung, dass ich in der Finsternis nicht vom Söller heruntergefallen war; die andern freuten sich, dass das Attentat auf meinen Nussack fehlgeschlagen hatte. Dieser Erfolg gab den Leuten den Eindruck, ich sei klüger als andere.

Eines Abends brachte man die traurige Nachricht, der Lehrer Gosteli in Flamatt sei am Nervenfieber erkrankt und ins Inselspital nach Bern geführt worden. Daraus schlossen alle, dass er verloren sei, weil damals selten einer von dorthor zurückkam. Die Ärzte ordneten die Überführung in das Spital erst dann an, wenn der Fall aussichtslos war. Bald darauf traf auch die Todesnachricht ein, und ich hatte meinen Retter verloren. Da ich schon in einem halben Jahr admittiert werden sollte, hatte niemand etwas dagegen, dass die Grossmutter mich aufnahm. Ich besuchte den letzten Winter die Brambergsschule bei Lehrer Hirschi.

Er setzte mich zwischen die beiden Brüder Samuel und Rudolf Schmid, gute Schüler und gute Kameraden. Der Lehrer war fleissig;

er erteilte auch Unterricht in der Naturkunde, und zwar gründlich, sich nicht mit Scheinergebnissen begnügend. Dem Geographieunterricht jedoch fehlte die Grundlage. Die Schüler verstanden die Karte nicht, und weil die Schule 80 Schüler zählte, vermochten nur wenige die Karte genügend zu sehen. — Eines Morgens kamen Schüler mit der Schreckensbotschaft, der Schulinspektor sei gesehen worden. Wir spielten bis 9 Uhr um das Schulhaus herum; andere liefen nach Hause; wieder andere ins Schulzimmer. Als der Herr Inspektor eintrat, war die Hälfte der Plätze leer. Herr Egger war ein temperamentvoller Mann und hatte bei der letzten Inspektion so aufbegehrt, dass der Schreck Knaben und Mädchen in die Beine gefahren war. Diesmal war er verhältnismässig ruhig. Doch rief er ungeduldig, als die oberste Schülerin nicht sofort antwortete: «He, Grossmutter, sta uf!» Das Mädchen war sehr gross gewachsen, und der Titel blieb ihm. Der Inspektor war ein Mathematiker, und als das Rechnen gut und schnell von statten ging, war er sehr zufrieden und erklärte, unsere Schule gehöre zu den guten. Offenbar wollte er den Fehler wieder gut machen, den er das vorige Mal im Eifer begangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Buchbesprechungen.

Nussbaum, Fr., Dr. **Grundzüge einer Heimatkunde von Guttannen im Haslital** (Berner Oberland). Mit 2 Karten und 16 Abbildungen im Text. Bern, Verlag des Schulmuseums, 1925. Preis Fr. 3.

Es ist ein bleibendes Verdienst unseres unvergesslichen *Emanuel Lüthi*, dass er den «*Pionier*», das Organ der Schulausstellung in Bern, nicht bloss zu einem öden Verwaltungsblättchen gestaltet hat, sondern dass er daraus eine Art bescheidener Zeitschrift für bernische Heimatkunde zu machen wusste. Wenn er darin auch in erster Linie seine eigenen Eier niederlegte und seine historischen Exkurse von der Fachwissenschaft teilweise abgelehnt worden sind, so blieben doch noch so viele originelle Gedankengänge und allerhand interessantes heimatkundliches Material, dass das Blättchen unbestreitbar eine Lücke ausgefüllt hat und viel Anregung zu geben wusste. Wenn er selber dabei der fleissigste Mitarbeiter war, so kam dies nicht etwa aus Eigennutz oder Eifersucht, sondern weil er auf diesem Gebiet eben wenige Mitarbeiter vorfand. Zeigten sich solche, so öffnete er bereitwillig die Spalten des *Pionier*, und so hatten ja die Leser desselben im Laufe